



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Egelhaaf, Gottlob: Vor hundert Jahren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Stelle der Nebenregister treten könnten, die doch im großen und ganzen gar keinen Zweck haben, dagegen viel Arbeit und Raum fordern und bei den heutigen Sicherheitsverhältnissen hinsichtlich der Feuergefährdung kaum nötig werden. Würde die auf die Nebenregister verwandte Arbeit den Familienstammbüchern zugute kommen, so böten diese ja auch im Falle der Vernichtung der Hauptregister einen Ersatz, sicherten für die Zukunft eine zweckentsprechende Familienforschung und wären geeignet, das Verständnis für die eigne Familie wieder mehr zu beleben und zu stärken.

Doch das sind nur flüchtige Gedanken, an deren Verwirklichung noch lange nicht zu denken ist, aber der Zweck dieser Zeilen ist schon erfüllt, wenn sie Anregung zu weiterem Nachdenken geben sollten, wie für die Zukunft der Familienforschung zu helfen ist.

R. Krieg



Vor hundert Jahren

Von Gottlob Egelhaaf



ie Zeiten kommen, wo uns der Zusammenbruch einer tausendjährigen Verfassung unsers Vaterlandes und damit die Möglichkeit einer längst unabweisbar gewordenen Neugestaltung durch den Ablauf eines seitdem verstrichenen Jahrhunderts wieder lebhaft ins Gedächtnis gerufen werden. Wie nicht anders zu erwarten war, hat sich die in allen Kulturländern so blühende Geschichtschreibung neuerdings auch diesen Dingen wieder zugewandt und aus den unabsehbaren Schätzen der Archive neue Aufschlüsse über sie gewonnen. Es möge uns vergönnt sein, den Lesern einige der Hauptergebnisse wenigstens von dreien dieser Werke in kritischer Betrachtung vorzuführen.

1

Mit den Zeiten des Zusammenbruchs des Reiches und der Entstehung des Rheinbundes beschäftigt sich das Werk eines jüngern bayrischen Gelehrten, Dr. Theodor Bitterauf, Privatdozenten an der Universität München (Geschichte des Rheinbundes, München, C. S. Beck, 1905). Vorläufig liegt der erste Band von dreien vor, der aber gerade die Entstehung des Rheinbundes, auf die es uns heute und hier zunächst ankommt, vollständig enthält. Heinrich von Treitschke hat bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit die volle Schale seines patriotischen Zorns über diesen Bund ausgegossen, der die Kräfte zuerst des deutschen Südens und bald auch die des deutschen Westens dem französischen Machthaber gegen Deutschland zur Verfügung stellte und 1809 allein es ihm ermöglicht hat, den tapfern Versuch Österreichs zur Abschüttlung der Ketten, die den Erdteil belasteten, abzuschlagen — ohne Zweifel zu unserm Glück, da sonst die heldenhafte Erhebung Preußens von 1813, die die Grundlage seiner und unsrer Größe werden sollte, nicht oder unter sehr veränderten Umständen erfolgt wäre. Aber so gewiß man auch vom deutsch-patriotischen

Standpunkt aus das Urteil Treitschkes am letzten Ende billigen wird, so gilt doch auch vom Rheinbund das Wort Spinozas, daß man die menschlichen Dinge nicht beweinen noch belachen, sondern sie zu verstehn trachten soll, und daß tout comprendre, c'est tout pardonner. „Eine objektive Betrachtung der deutschen Fürstenrevolution vor hundert Jahren, sagt Bitterauf in seinem Vorwort, die es verschmäht, die Handlungen der rheinbündlerischen Staatsmänner auf dem Prokrustesbett unsrer modernen nationalen Ideen zu strecken, muß anerkennen, daß an den Tatsünden der Kleinen die Unterlassungssünden der Großen einen Hauptanteil haben.“ Nicht bloß die Unterlassungssünden hätte Bitterauf nennen dürfen; auch Tatsünden der Großen waren mit im Spiel. Wie war es möglich, daß Österreich Vertrauen und Hingebung bei Württemberg finden konnte, das es 1520 bis 1534 unterjocht, dessen Zurückeroberung es nach 1547 und 1634 erstrebt hatte, oder bei Bayern, dem es, wenn auch nicht ohne Bayerns Schuld, nach 1704, nach 1741 und 1778 bis 1785 daselbe Schicksal wiederholt hatte bereiten wollen? Frankreich, sagt Bitterauf Seite 5 mit Recht, war fortgesetzt gegen England und Österreich, seit dem achtzehnten Jahrhundert auch gegen Rußland das Gegengewicht. Dadurch wurde es von selbst der Freund der Staaten zweiten und dritten Ranges: gegen England spielte es Spanien und Holland, gegen Österreich die kleinern deutschen Staaten, gegen Rußland Polen, Schweden und die Türkei aus. „Nehmen wir diesen mächtigen und notwendigen Verbündeten weg, der die Staaten mittlerer Größe gegen die großen Despoten schützt, schrieb Nebmann 1797, so wird ganz Europa unterjocht.“

Weiter muß man daran erinnern, daß Karl Friedrich Moser einmal Schriftstellern, die nicht wissen, was sie schreiben sollen, vorschlägt, „von der französischen Influenza“ zu handeln, in einer pragmatischen Darlegung aller Folgen, die durch französische Grundsätze, Lektüre, Sitte und Lebensart in den Köpfen deutscher Fürsten, Fürstinnen und Minister, in Erziehung und Bildung der Jugend und in Regierung von Land und Leuten bewirkt worden sind. Der Kurprinz Ludwig von Bayern, der doch später seinem strammen Patriotismus sogar in der Schreibung Teutsch statt Deutsch Luft zu machen sich gezwungen fühlte, sprach, wie wir Seite 155 lesen, mit Bewunderung von dem Kaiser der Franzosen, von Mortier und dem (allerdings in seinem Wesen berechnet großartigen) Bernabotte und von der französischen Armee. Er hatte in Florentiner Manuskripten, die Karl Theodor für München erworben hatte, eine Sammlung von Wappenschildern der ersten Familien Italiens und unter ihnen das der Familie Bonaparte gefunden; eine Friedensurkunde zwischen Welfen und Ghibellinen vom Jahre 1288 enthielt auch den Namen Johann Bonaparte; diese Entdeckungen, die den Ursprung der jetzt unter die regierenden Häuser aufgenommenen Familie weit ins Mittelalter zurückverlegten, erhöhten das Ansehen Napoleons und räumten aristokratische Bedenken gegen ein Zusammengehn mit ihm aus dem Wege. Gleichwohl kann man nicht sagen, daß, als Napoleon nun im Oktober 1805 den Rhein überschritt, um die Österreicher und Russen anzugreifen, die süddeutschen Staaten ihm sozusagen von sich aus auf halbem Wege entgegengekommen

wären und mit einer Art sich selbst wegwerfenden Enthusiasmus die französische Sache ergriffen hätten. Vielmehr wären Baden, Württemberg und Bayern froh gewesen, wenn sie eine bewaffnete Neutralität des Südens unter dem Schutze Preußens, das seit 1791 durch die Erbschaft von Ansbach-Bayreuth auch ein süddeutscher Staat geworden war, hätten erreichen können. Max Joseph, Kurfürst von Bayern, schwärmte sogar für diesen Gedanken, wie Bitterauf Seite 160 sagt, und Friedrich, Kurfürst von Württemberg, hat, wie ich aus Berliner und Stuttgarter Akten bestätigen kann, alles getan, den preussischen Minister Hardenberg für diese Politik zu gewinnen, aber am 5. September in den feinen Schriftzügen des Ministers die Antwort erhalten, daß „hier die geographische Lage eine Richtschnur gebe,“ und Preußen sich auf den Schutz nicht einlassen könne. Als sich Friedrich dann an seinen Schwesterohn Alexander den Ersten von Rußland wandte, damit dieser in Berlin ihn unterstütze, erhielt er den Rat, der guten Sache treu zu bleiben und im Notfall sein Land zu verlassen; die Verbündeten würden sich anstrengen, ihn möglichst bald dorthin zurückzuführen.

Bei solchem Verhalten der Großen entschloß sich Friedrich, keinesfalls sein Schicksal von dem seines Landes zu trennen, sondern, wenn Württemberg doch den Franzosen schutzlos anheimfallen mußte, lieber deren Partei zu ergreifen. Für Bayern kam noch in Betracht, was der Gesandte in Wien, Baron Gravenreuth, schrieb, daß Oesterreich die Neutralität Bayerns nur als ein Mittel betrachten werde, sich ohne Schwertstreich des Landes zu bemächtigen, es zum Unterhalt des kaiserlichen Heeres auszusaugen und ihm die Möglichkeit unabhängigen Handelns zu nehmen. Die Art, wie sich die Oesterreicher dann später tatsächlich betrug, wie sie zum Beispiel in Württemberg rücksichtslos und ohne bare Bezahlung requirierten, hat diese Besorgnis Gravenreuths nur bestätigt und dem Kurfürsten Friedrich den formellen und nun auch erwünschten Anlaß gegeben, sich gegen solche „Freunde“ zu wenden. So kam zuerst ein Waffenbündnis ad hoc des Südens mit Frankreich zustande, dann der Rheinbund, dessen erste Umrisse Napoleon dem Württemberger in Ludwigsburg am 3. Oktober 1805 gezeichnet hat, und infolge davon die Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation am 6. August 1806. Die Empfindung, daß man durch den Bund mit Frankreich nicht freier geworden war, „daß die Fürsten (wie sich Winzingerode in Stuttgart ausdrückte), die an ihrem Kaiser nicht die kleinste Machtanmaßung duldeten, nun werden lernen müssen, was das Wort Cäsar bedeute,“ diese Empfindung und die daraus erwachsende Unruhe waren allgemein. Wenn Napoleon 1806 den Buchhändler Palm unter bekannten Umständen erschießen ließ, so liegt eine gewisse Erklärung dieser Gewalttat in der gespannten Lage, wie sie in Deutschland tatsächlich bestand. Gleichwohl ist die Katastrophe unsrer Nation und der Zusammenbruch ihrer staatlichen Form notwendig und auf ihre Art nützlich gewesen. Das alte Reich war innerlich so gänzlich vermorscht und verkommen, daß mit ihm ein Fortschritt nicht mehr möglich war; es mußte in Trümmer fallen, damit neues Leben aus den Ruinen sprieße, damit Deutschland ein modernes Land werden konnte; und die süddeutschen Staaten wie

das Königreich Westfalen haben dann doch gezeigt, daß sie der Aufgabe, moderne Zustände zu schaffen, gewachsen waren. Nicht ohne berechtigten Stolz sagt Bitterauf in der Vorrede, daß auch diese Staaten in derselben Zeit, wo sich Preußen neu gestaltete, eine Fülle von gesunden Kräften und entwicklungsfähigen Trieben zu dem Leben unsrer Nation beisteuerten. Das Einzelne über diesen Erneuerungsprozeß, über den ja schon sehr viel bekannt ist, wird Bitteraufs dritter Band darstellen.

2

Die Gründung des Rheinbundes lieferte Napoleon ein Hilfsheer von 63000 Mann für die Zwecke seiner äußern Politik, und dieses Heer war viel kriegstüchtiger, als zum Beispiel die eilende Reichsarmee im Siebenjährigen Kriege gewesen war. Welcher Art aber war das französische Heer selbst, mit dem Napoleon die Schlachten von Marengo, Austerlitz, Sena, Friedland und Wagram schlug, und mit dem er von 1800 bis 1812 Europa unterjochte? Hierüber haben wir soeben ein vorzügliches, aus den ersten Quellen sorgsam geschöpftes Werk erhalten, das von Jean Morvan verfaßt ist und den Titel führt: *Le soldat impérial* (zwei Bände, Paris, Plon, 1904). Das Königtum brachte sein Heer durch freiwillige Verpflichtung, d. h. in Wirklichkeit durch Werbung und Pressen, auf. Die Rekrutierungssergeanten lockten die jungen Leute durch hübsche Mädchen und das Vorzeigen einiger Louisdor auf dem Pont-Neuf an, schleppten sie in eine Winkelschenke, wo sie sich mit Wein und Mädchen berauschten; die Sergeanten ließen sie auf das Wohl des Königs trinken und den Hut des Regiments aufsetzen, und dann waren sie Soldaten, vorausgesetzt, daß sie fünf Fuß einen Zoll groß waren, wenn man sie zum Fußvolf, und fünf Fuß drei Zoll, wenn man sie zur Reiterei einstellen wollte. Wollte sich am andern Tage der so Angeworbene wieder entfernen, so mochte er sich loskaufen, falls er von anständiger, d. h. zahlungsfähiger Familie war; war er aber ein armer Teufel, so half ihm nichts mehr aus der Klemme als Ausreißen, das aber sein großes Bedenken hatte. Um ein Handgeld von hundert Livres, ein Trinkgeld und einige Nächte der Schlemmerei erhielt der König einen Rekruten; Rossignol erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß er, als Tollkopf aufs Pflaster geworfen, einem Offizier begegnete, der ihn für acht Jahre gegen hundert Livres und ein, aber erst beim Regiment zahlbares, Zehntalerbillett anwarb. So bekam das Heer jährlich zwanzigtausend Rekruten, wovon Paris etwa ein Drittel lieferte. Die Revolution brachte dann eine Umänderung dieses Verfahrens. Die verfassunggebende Versammlung verfügte, daß sich alle Anzuwerbenden selbst angeboten haben mußten, damit aller Betrug und Zwang ausgeschlossen sei. Im Herbst 1792, als der Krieg da war, rissen aber die so gewonnenen Freiwilligen in Masse aus, was bei der damaligen Anarchie nicht schwer ging. Im Jahre 1793 verlangte der Konvent dreihunderttausend Freiwillige vom Lande, stieß aber bei der Aushebung auf große Schwierigkeiten und ersetzte deshalb das „Freiwilligensystem“ durch Requisition, durch „Aussuchung“ oder Aufhebung. Die Landbevölkerung war aber so abgeneigt, sich einreihen zu lassen, daß nur die Hälfte der ver-

langten Soldaten aufgebracht wurde, und die berühmte levée en masse vom Herbst 1793 ergab gar kaum ein Drittel der erwarteten Zahl! Im September 1798 wurde die allgemeine Wehrpflicht für alle Franzosen vom zwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre eingeführt; ohne Losziehung und gemäß dem Bedürfnis sollten die jüngsten Wehrpflichtigen der jüngsten Altersklasse für vier Jahre eingestellt werden. Aber von 88 Departements verweigerten sechzehn einfach die Rekruten, und im November 1798 hatte man statt 150 000 Mann erst 23 899; in Paris mußte man förmlich Razzien gegen die Ungehorsamen veranstalten. In der Provinz flohen sie in die Berge und Wälder; in der Haute Loire waren es mehrere tausend, in Puy-de-Dôme, in Cantal und Lozère unzählige.

Das Bild bleibt dasselbe auch unter dem Kaiserreich; die Konstriktion ist immer unpopulär gewesen; deshalb wurde ihre Bewilligung 1805 dem gesetzgebenden Körper durch einen Staatsstreich entzogen und dem Senat übertragen, der keine Anwendung eignen Willens hatte, sondern dem Kaiser völlig ergeben war. Nur der Krieg von 1805 gegen Österreich und Rußland wurde mit einem gewissen Feuer geführt, weil man von diesen Mächten, falls sie siegten, die Herstellung des ancien régime mitsamt Zehnten und Fronden befürchtete; aber sogar damals mußte ein Bischof, es war der von Ille-et-Vilaine, seinen Diözesanen auf Wunsch des Präfekten predigen, sie sollten sich doch stellen, und es mußte sich der Bischof vom Departement Meurthe, der gesetzlich auch wehrpflichtig war, der Form wegen einfinden, um ein Beispiel zu geben, und ebenso der Generalprokurator des Departements! So war das Heer Napoleons niemals ein wirkliches Volksheer, sondern eigentlich im letzten Grunde ein Heer Gezwungener; auch 1813, damals als in Preußen sich alles, sogar Knaben und einzelne Mädchen, zu den Waffen drängte, stand es in Frankreich umgekehrt. Allgemeine Trauer herrschte; junge Leute ließen sich alle Zähne ausziehen, um nicht dienen zu müssen; andre brachten sich Wunden an Armen und Beinen bei und legten Arsenikwasser auf, um sie unheilbar zu machen. Andre ließen sich aufgeblasne Brüche beibringen (Bericht des Präfekten der untern Seine); in der Sarthe und in Mayenne entstand „eine mystische gegen den Kriegsdienst gerichtete Bewegung.“

Auch die Kapitel Morvans, die von der Bekleidung, der Ausrüstung, Unterweisung, Bezahlung, Verwaltung des Heeres handeln, ergeben oft sehr unerquickliche Tatsachen neben manchen, die Bewunderung einflößen. Zu diesen zweiten muß man es vor allen zählen, daß mit der Zeit der Krieg selbst und der von den Soldaten abgöttisch verehrte Führer aus den Heeren von Vagabunden und schlechten Gefellen Bürgerheere schuf, mit denen dann Napoleon für einige Zeit die Welt umgestaltete. Aber Morvan muß sagen, daß der demokratische Grundzug dieses revolutionären Heeres, der den Troupier dem Marschall in gewissem Sinn gleichstellte, der Stolz darauf, in der Schlacht tapfer zu sein, und so durch einige Stunden der Pflichterfüllung im Jahre sich von allen sonstigen Fehlern rein zu waschen, einen offenbaren Mangel an Mannszucht herbeiführte, vermöge dessen gelegentlich der Soldat ohne Bedenken sein Seitengewehr gegen seinen Korporal, der Leutnant den

Degen gegen seinen Hauptmann zieht. Von Feldzug zu Feldzug, sagt Morvan, nimmt der moralische Wert und die Begeisterung des Heeres ab; der religiöse Sinn fehlte ohnehin diesen Söhnen der Revolution, und 1813 mußte man zur Erhaltung der Zucht zu Erschießen und körperlichen Strafen greifen!

3

Mit der Katastrophe Napoleons von 1813 bis 1815 befaßt sich der achte und letzte Band des großen Werkes Albert Sorels, von dessen frühern Bänden wir in den grünen Blättern von 1904, III, Seite 436 bis 440 berichtet haben. Es ist bemerkenswert, daß Sorel den ganzen großen fünfundzwanzigjährigen Kampf zwischen Europa und Frankreich, dessen größter Heerführer auf französischer Seite Napoleon der Erste war, als einen „Kampf um die Grenzen“ auffaßt. Frankreich will „die Grenzen Cäsars“ erobern; das ist eine Überlieferung der königlichen Kanzleien, ein Lehrsatz der Gebildeten, ein Traum der Dichter, der Ehrgeiz der Führer, Könige, Minister, Generale, Versammlungen und Ausschüsse; seit Jahrhunderten streben alle demselben Ziel nach, aus Interesse die Nationalökonomien, aus Staatsgründen die Politiker, aus nationaler Utopie das gesamte Volk; man kann sagen, daß sich die ganze französische Geschichte seit Karl dem Großen in dieser Richtung bewegt, zuerst in dunkeln Drang, dann in planmäßiger Absicht. Die Kämpfe von 1792 bis 1815 sind gewissermaßen nur der letzte, oder wenn man 1870 in Betracht zieht, der vorletzte Akt eines langen Trauerspiels. Mit derselben Zähigkeit wie Frankreich dem Vergrößerungsplane nachstrebt, verfolgen die andern Staaten Europas ihr Ziel der Zurückverfung Frankreichs in seine „alten Grenzen.“ Die Vorwände zum Kriege wechseln, wie die Waffen der Kämpfer; aber es ist derselbe Krieg, der in Wien 1815 zum Schluß kommt, wie der, der 1648 in Münster und Osnabrück, 1659 in den Pyrenäen, 1679 in Nymwegen und 1713 in Utrecht beigelegt wurde — und der immer wieder ausbrach. So oft sich Frankreich gegen Norden ausdehnen will, findet es England auf seinem Wege, bei Bouvines wie bei Grechy und Waterloo; immer ist das Rheintal das Schlachtfeld zwischen den beiden Reichen, die aus dem Reich Karls des Großen hervorgingen; zu allen Zeiten hat Frankreich in Italien und in Deutschland den Rhein verloren oder gewonnen. Ob die Reformation, die Nachfolge in Neapel oder in Spanien den Anlaß bietet, ob die Protagonisten Ludwig der Vierzehnte und Wilhelm der Dritte, Napoleon und Wellington heißen — im Kern ist es immer dieselbe Sache. Sorel geht in dieser Auffassung uns fast zu weit, wenn er 1792 eigentlich jede politische Erwägung grundsätzlicher Art bei den deutschen Mächten in Abrede stellt. Damals waren Ludwig der Sechzehnte und das monarchische Prinzip durch die Verfassung bedroht, die ihm die Franzosen aufgedrängt hatten; Österreich und Preußen sprachen auch davon, ihm beizustehn; aber welche Sprache führten sie, indem sie den Bund der Könige gegen die unruhigen Franzosen zustande zu bringen suchten? Genau dieselbe, die achtzig Jahre früher die Verbündeten bei den Beratungen in Gertruydenberg geführt hatten: Frankreich müsse beschnitten, Elsaß-Lothringen ihm entrissen und es so unschädlich gemacht werden. Damals

herrschte Ludwig der Bierzehnte. Wenn er irgend etwas bedrohte, sagt Sorel mit glücklicher Ironie, so war es sicher nicht das monarchische Prinzip. Im Jahre 1792 nun dachten Oesterreich und Preußen so wenig daran, dieses Prinzip zu verteidigen, daß sie sich beglückwünschten, die französische Monarchie durch ihre neue Verfassung geschwächt zu sehen; sie werde sich so selbst zunächst innerlich zersetzen, bis es möglich sein werde, sie von außen her zu verkleinern. „Die Erfahrung von mehr als einem Jahrhundert, schrieb damals Kaunitz, hat Europa gezeigt, welches Übergewicht Frankreich durch seine physische Lage und seine unerschöpflichen Hilfsquellen besitzt; Oesterreich ist dadurch zur Überzeugung gelangt, daß mit seiner eignen Sicherheit nichts verträglich ist als ein Erschlaffen und eine Verwirrung der innern Spannfedern dieser furchtbaren Monarchie, wodurch künftig ihre Energie von auswärtigen Unternehmungen abgelenkt wird.“

Die Schilderung, wie die europäische Koalition 1812 bis 1815 ihr nächstes Ziel erreichte und Frankreich wenigstens hinter das Jahr 1713 zurückwarf, insofern ihm nicht bloß das 1801 gewonnene linke Rheinufer, sondern auch Landau wieder abgenommen wurde, ist, wie das bei Sorel erwartet werden durfte, ein Meisterwerk. Allerdings tritt die Erzählung der kriegerischen Vorgänge dabei völlig zurück; die Schlacht bei Leipzig wird auf Seite 190 mit vierthab Zeilen abgetan, und die Schlacht bei Waterloo, deren dramatisches Leben es dem Verfasser antut, muß sich gleichwohl mit zwei allerdings brillanten Seiten begnügen. Um so eingehender folgt Sorel allen diplomatischen und politischen Wendungen jener großen Zeit; er hält darauf, alle Fäden in der Hand zu haben, allen Bestandteilen des verwickelten Spiels gerecht zu werden, die Kämpfe, die sich in den oft sich selbst widerstrebenden Seelen entwickelten, dem Beschauer in voller Anschaulichkeit vorzuführen. Die entscheidende Rolle, die dem österreichischen Staate 1813 zufiel, ist selten so deutlich gezeichnet worden. Alexander der Erste und der mehr und mehr sein Vertrauen gewinnende junge Staatssekretär Nesselrode waren nicht der Ansicht, die viele russische Offiziere hegten, daß Rußland allein den vollen Sieg über Frankreich davontragen könne; sie unterlagen nicht dem Hochmut, mit dem diese sagten: „Was sind wir für eine große Nation über alle andern! Diese Lumpen von Franzosen haben uns für Deutsche gehalten! Napoleon ist der feigste der Menschen, sobald er findet, daß man ihm widersteht und ihn schlägt!“ Der Zar und sein Minister begriffen, daß Rußland nichts erreicht hatte, als den Koloß zu Boden zu strecken und die Kontinental Sperre abzuschütteln, daß es aber, allein auf sich gestellt, genötigt war, zu verhandeln, mindestens über den status quo. Dabei wollten sie aber nach einem so ungeheuern Erfolg nicht stehn bleiben; um weiter zu kommen, brauchten sie jedoch Preußen, und Preußen wollte nichts wagen, ohne Oesterreichs sicher zu sein. So war, wie Sorel VIII, 17 zutreffend sagt, das Eingreifen Oesterreichs damals der Schlüssel der europäischen Politik. Bei dieser Lage der Dinge um Neujahr 1813 wird es immer als eine gewaltige Tat angesehen werden müssen, daß York durch die Abkunft von Tauroggen das Eis brach. Sorel, der eine Masse Literatur verarbeitet und auch das Archiv der auswärtigen

Angelegenheiten in Paris zu Räte gezogen hat, geht auf die neuerdings aufgeworfne Frage nicht näher ein, ob York auf Antrieb des Königs oder — wie dies früher ja ganz allgemein angenommen wurde — völlig selbständig gehandelt hat; möglich, daß Sorel die neuesten Untersuchungen von Blumenthal und Thieme gar nicht kennt. Aber er läßt es greif- und faßbar hervortreten, und gewiß ist auch nach den neuerdings gepflognen Erörterungen dies die Wahrheit, daß York der richtige Mann an einem unvergleichlich wichtigen Plage war und mit vollem Bewußtsein die Entscheidung traf, die er treffen mußte. Der Abschnitt, der diese Dinge behandelt, ist ein ganz besonderes Meisterstück geschichtlicher Erzählung.

Friedrich Wilhelm verheimlichte seinen Plan so gut, daß sein Volk nicht weit davon war, ihn des Verrats anzuklagen. Jeder ermaß, angesichts der Brackstücke der großen Armee, die Ausdehnung des Schiffbruchs und sagte sich, daß die Gelegenheit zur Rettung, und hernach zur Rache, da sei. Man kann sagen, daß ganz Preußen davon durchdrungen war; es forderte, daß man zu den Waffen eile, und begriff weder den Zustand der Kniebeugung, in dem sein König gegenüber von Frankreich verharrete, noch die Aushebung von Mannschaften, die gegen ihr Vaterland zu fechten haben würden; man empörte sich über die geistlich zur Schau getragne Freundschaft mit dem französischen Gesandten St. Marfan und über so viele Galadiner, die der Hof den Franzosen, die da waren oder durchkamen, gab, den Maret, Augereau, endlich Narbonne, der in aller Stille eine Ehe zwischen dem Kronprinzen und einer Bonaparte vorzuschlagen gesandt war. . . . Die Völker haben kein Verständnis für die Politik mit doppeltem und dreifachem Boden. Sie haben den Drang, nur das zu ehren, was sie lieben, und an die Güte der Sache zu glauben, für die sie sich aufopfern. Preußen erwartete keine Ratschläge zur Klugheit, zum Stillschweigen und Feststehn, sondern den Kriegsruf, das Schmettern der Trompeten. York machte die Gebärde und gab das Zeichen, das so ungeduldig erwartet wurde. Beladen mit der furchtbarsten Verantwortung gegen sein Land, gehorchte er nur dem politischen Empfinden; er war Volk (*il fut peuple*) und handelte, wie ein armer Soldat gehandelt hätte, der auf verlorne Vorposten steht, wie der letzte altpreußische Bauer handelte, als er die Befreier herannahen sah. Der König hatte ihm die Wahl gelassen zwischen militärischer Knechtschaft und Bürgerpflicht, zwischen Mannszucht und Nationalgefühl; dieser Soldat gehorchte der Stimme, die sich am gebieterischsten vernehmlich machte. Aber dieser Soldat mit der preußischen Seele war zugleich ein verschlagener und kluger Preuße. Er tat etwas, was die Geschichte seines Landes entschied; er tat es zugleich aus innerm Trieb und aus Überlegung; er war verwegen, und er war es mit Politik. Der Zar hatte ihm am 18. Dezember durch Paulucci, den Befehlshaber in Riga, sagen lassen, daß er sich verpflichte, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Preußen eine Gebietsvergrößerung erlangt habe, die es befähige, unter den Mächten wieder dieselbe Stellung wie vor 1806 einzunehmen. Damit war eine Sicherheit gewonnen, die York bisher vermißt hatte; als Paulucci ihn aufgefordert hatte, er solle das Beispiel des spanischen Generals La Romana nachahmen (der im August 1808 sein Heer, das in Dänemark stand, mit Hilfe der Engländer nach Spanien gegen die Franzosen geführt hatte), da hatte York sein geantwortet: „Der Fall La Romana ist nicht der meine. La Romana wußte, was er von den Verbündeten, denen er sich hingab, für sein Vaterland zu erwarten hatte.“ Nunmehr war diese Ungewißheit beseitigt. York nahm, indem er sein Heer bis auf weitem Befehl seines Königs für neutral erklärte, den ersten Ring aus der großen kosmopolitischen Armee Napoleons. Der erste Schlag nationaler Erhebung war geführt, das „Bündnisystem“ Napoleons gesprengt. Das Beispiel mußte in Deutschland ansteckend wirken; es war wie eine Sturmglocke, die in dem ganzen Bunde

ein Echo wecken mußte. Ohne Zweifel kam neben dem Untergang einer so großen Armee an sich wenig darauf an, ob 10 000 Preußen rechts oder links abmarschierten; aber es war etwas Großes, daß der am meisten angekettete, furchtksamste und am tiefsten erniedrigte der Besiegten und mit Gewalt zu Verbündeten Gemachten von Napoleon abfiel. Der Vorgang von Tauroggen hatte eine unermessliche Tragweite, und man übertreibt nicht, wenn man die Bedeutsamkeit dieser Beratungen in der polnischen Ebene vom Dezember 1812 mit den andern Beratungen vergleicht, die, ebenso verworren, unruhig und geheim, im Jahre 1792 Braunschweig in den Ebenen der Champagne veranlaßt hatten, zum Rückzug blasen zu lassen. Wie das Verfahren Braunschweigs, so erklärt sich das Yorks nur durch ein allgemeines Verhalten, die Atmosphäre, den Wind, der weht, die Zeit, mit einem Wort die Schicksalsbedingtheit, weil sich die Leitung der Dinge dem Willen des Einzelnen entzieht, und alles durch die Mitwirkung aller geschieht. Am Ende wie am Anfang des großen Krieges hatte Preußen den Vortritt und gab das Zeichen zu einer Entwicklung der Dinge, von der Goethe am Abend von Balmly sagte: „Heute beginnt ein neues Stück Weltgeschichte.“ Das eine war in der Tat das Gegenstück vom andern: hier, 1792, Abfall Preußens von dem Europa der gegen die französische Revolution verbündeten Monarchen, dort, 1812, Abfall von Frankreich im Kampfe gegen das Europa der aufgestandnen Völker.

Außerordentlich treffend ist auch Sorels Charakteristik der Schlacht bei Waterloo (er nennt sie so, nicht, wie sonst wohl die Franzosen, Mont St. Jean), Seite 445 ff.:

Wellington verläßt den Ball in Brüssel und findet, dank seiner vorsichtigeren Unterfeldherren, sein Heer bereit. Auf dem Schlachtfeld aber zeigt er sich auf der Höhe: „Es gibt keine andre Lösung als aushalten bis zum letzten Mann!“ sagt er inmitten der wütenden Anläufe der Franzosen. „Zweimal, erzählte er später, habe ich den Tag durch meine Hartnäckigkeit gerettet; aber ich hoffe nie wieder eine solche Schlacht liefern zu müssen.“ Er hielt aus, überzeugt, daß die Preußen kommen und den Sieg entscheiden würden. In dieser Weise aushalten, sich mit solcher Zuversicht waffnen — das war etwas neues in der Geschichte der Bündnisse. Von 1792 bis 1809 wartete man nicht auf den Verbündeten, weil man sich selbst unfähig fühlte, zu ihm zu stoßen. Die Dinge gingen noch mehr als einmal so, auch 1814. Aber Wellington hatte Recht, Stand zu halten; seine zweifelte Ausdauer wurde belohnt, und das wütende Feuer Blüchers verließ ihm Recht. Dieser setzte Napoleon noch mehr durch sein Ungeßüm in Erstaunen als Wellington durch seinen Widerstand. Geschlagen und besiegt bei Ligny, sich ans Schlachtfeld ankrallend und trotz seinem Ansturm doch zum Weichen genötigt, hatte er sich auf dem Rückzuge wieder gefaßt. Grouchy suchte ihn überall da, wo er ihn nach dem Gebrauch und nach allen Vorgängen hätte finden müssen, das heißt möglichst weit weg. Blücher aber zeigte sich da, wo man ihn nicht erwartete, und seine niedergeworfnen, kreuzlahm geschlagenen, ausgehungerten Preußen erschienen wieder, von rasender Kampfwut beseelt, trotzig, um über die Franzosen herzufallen. Napoleon gerät zwischen zwei Feuer. Plötzlich ertönt der Ruf: Die Garde weicht! wie die Totenglocke der großen Armee. Die englischen Massen säbeln die Fliehenden mit dem wilden Rufe nieder: no quarter! no quarter! Wozu sich töten lassen? Die Feinde rücken jetzt an, sie würden immer anrücken, nach denen von heute die von morgen, von allen Seiten her, bis zu den Grenzen von Syrien, wohin Napoleon seine Vorposten vorgeschoben hatte, bis Rußland, in das er hatte eindringen wollen, und aus dem er in Feßen zerstückt zurückgeworfen worden war. Napoleons Eroberungen gegen Europa glichen denen, die die Völker der Küsten gegen den Ozean machen. Er hatte seine Dämme und Pfahlreihen weit hinausgeschoben, um das Meer anzufetten und sein Reich zu schützen; die Gewalt des Wassers hatte alles weggesetzt, und jetzt kam das Meer desto unwiderstehlicher,

desto schicksalsmächtiger, weil es weiter herkam und das Wehr es länger aufgehalten hatte. Was die Macht der Preußen bei Waterloo ausmachte, das war der Umstand, daß sie der Vortrab eines unzählbaren Völkerheeres waren, einer Überschwemmung, die sie mehr noch vorwärts trieb als unterstützte. Die Vierecke der Garde waren nur noch ein Brackstück, das Floß des „Rächers,“ der seine letzte Kartätschenladung ausspie, mehr den Tod grüßend als den Feind bedrohend, und verschlungen von dem Wasser, im Abgrund versinkend.

An die Stelle der napoleonischen Ordnung Europas trat die Wiener Schlußakte vom 8. Juni 1815, deren Eigentümlichkeit und Neuheit darauf beruht, daß sie den allgemeinen Frieden auf einen Gesamtvertrag der europäischen Staaten gründete, daß sich die Rechte jedes einzelnen aus den Pflichten aller ergaben. Die Wiener Verträge haben Europa die längste und fruchtbarste Friedensperiode verschafft, deren es bis dahin überhaupt genossen hatte. Aber sie beruhten doch auf denselben Grundsätzen wie die Teilungen Polens; die Diplomaten scherten sich kein Haar um die Beziehungen, die zwischen den nach sorgfältigen Zahlenberechnungen abgeteilten Gebieten und den Völkern bestanden, die diese Gebiete bewohnten; sie organisierten Europa, wie wenn es da gar keine Nationen gäbe. Die Folge war, daß diese Mißachtung der lebendigen Kräfte zu Durchlöcherungen der Verträge führte, zuerst in den Niederlanden, dann in Polen, dann in Italien und endlich in Deutschland, und daß schließlich das ganze Werk in Trümmer fiel. Dazu half der Umstand mit, daß alle Staaten 1815 Vorteile einheimsten, mit Ausnahme Frankreichs, daß dieses also die Wiener Verträge mit Abneigung und Groll betrachten mußte und überall die auf ihre Zerstörung gerichteten Bestrebungen unterstützte, sogar anfänglich in Deutschland. Es ist sehr bedeutsam, daß ein so gemäßigter Mann wie Sorel, der durchaus einsieht, daß die Forderung der „natürlichen Grenzen“ der Alpen, Pyrenäen und des Rheins Europa und Frankreich unheilbar verfeindete und am Ende Frankreichs völlige Niederlage herbeiführte, doch Seite 504 sich dahin ausspricht: „War es weise, daß Europa eine so nationale und leidenschaftliche Forderung für null und nichtig ansah? Wäre es nicht klüger gewesen, den Franzosen durch Schonung ihrer Interessen und Ideen die Annahme der neuen Ordnung zu erleichtern? Sie hätten dann die Vorteile dieser Ordnung für sie selbst begriffen, ein einheitliches und geschlossenes Frankreich neben den schwachen und gespaltnen Staaten Holland, Deutschland und Italien, und sie hätten die Verträge gestützt, statt daß nun ihre Zerstörung eine Frage des französischen Patriotismus wurde.“ Da Sorel nur Holland nennt, nicht Belgien, und da er von Schonung der französischen Interessen und Ideen spricht, so muß man fast annehmen, daß er es für klug gehalten hätte, wenn 1815 wenigstens Belgien bei Frankreich belassen worden wäre. Also auch er teilt diesen Gedanken der französischen Chauvinisten, allerdings mit der bemerkenswerten Begründung, daß dann dieser Chauvinismus befriedigt, Frankreich mit der Neuordnung Europas ausgeföhnt und Italien und Deutschland des *états dispersés* geblieben wären, sofern Frankreich den Italienern voraussichtlich nicht geholfen hätte und Preußen nicht hätte gewähren lassen. Um so besser für uns und Italien, daß die Diplomaten 1815

keine Schonung der Interessen und Ideen der Franzosen walten ließen und ihr Werk so gestalteten, daß sich die nationale Bewegung nördlich und südlich von den Alpen entwickeln und daß sie sieghaft werden konnte und mußte.



Die Hohenzollern bei Goethe

Von K. Ohlert in Köln am Rhein



Der Altmeister erkannte mit scharfem Blick, daß die Hohenzollern über andre Fürstenhäuser seiner Zeit hinausragten, und hat einzelnen Vertretern dieses Hauses in seinen Schriften Denkmäler gesetzt, wie sie schöner und wahrer niemals aufgestellt worden sind. Der erste Hohenzoller, den er nennt, ist Markgraf Friedrich von Ansbach, der Sohn des Kurfürsten Albrecht Achilles. In der ersten Bearbeitung des Götz von Berlichingen, die der Dichter schon 1771 unter dem Titel „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand“ vollendet hatte, erinnert Gottfried im ersten Aufzuge Weisklingen an ihre schöne Jugendzeit, als sie beide dem Markgrafen Friedrich als Buben dienten, beisammen schliefen und miteinander herumzogen. Es war an einem ersten Ostertage, als der Bischof von Köln mit den markgräflichen Herrschaften zusammen aß. Während der Unterhaltung sagte der Bischof, der ein gelehrter Herr war, etwas von Kastor und Pollux. Da fragte die Markgräfin, was das sei, und der Bischof erklärte es ihr — ein edles Paar. Das will ich behalten, erwiderte sie. Die Mühe könnt ihr sparen, sagte der Markgraf, spricht nur wie Gottfried und Adalbert.

Bekannt ist die Bewunderung des Dichters für Friedrich den Großen. Nach Dichtung und Wahrheit I, 2 folgten die Siege des Jahres 1757, die Großtaten und Unglücksfälle blitzschnell aufeinander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben. Immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer wurde immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde immer bitterer. Die höchsten Taten des Königs wurden nicht geleugnet, aber entstellt und verkleinert. Der Dichter konnte sich in seinem höhern Lebensalter, als er Dichtung und Wahrheit niederschrieb, nicht enthalten, es auszusprechen, daß dem einzigen, über alle Zeitgenossen erhabnen Manne mit diesen Urteilen ein schnödes Unrecht geschah. Am meisten kränkte es ihn, daß die feindliche Stimmung gegen den König nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wie von seinem Großvater und seinen Oheimen ausging. Da Goethes Vater mit der kleinern Hälfte der Familie zu Friedrich neigte, während die Mehrzahl ihm abhold war, konnten sie selbst auf der Straße einander nicht begegnen, ohne daß es Händel gab wie in Romeo und Julie. Goethe aber freute sich mit seinem Vater der Siege des Königs, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten.